# Wir Raumkrieger

**In unseren Städten tobt ein Kampf. Er findet überall dort statt, wo sich Menschen bewegen – auf der Straße, in der Warteschlange, im Nahverkehr. Aufzeichnungen aus dem Züricher Gedrängel**

D

Die durchschnittliche Wohnfläche pro Person betrug 1970 in der Stadt Zürich 30 Quadratmeter. 43 Jahre später, im Jahr 2013, bewohnte eine Einwohnerin oder ein Einwohner der Stadt Zürich im Mittel rund 41 Quadratmeter – und sie oder er tut dies vermehrt allein.

VON MARCEL HEGETSCHWEILER

In meinem Geburtsjahr 1980 waren 28,9 Prozent aller Privathaushalte in der Schweiz sogenannte Single-Haushalte – Haushaltungen, in denen nur eine Person lebte. Im Jahr 2013 lag diese Quote dann bereits bei 35 Prozent. Damit belegt die Schweiz im internationalen Ranking den dritten Platz. Nur die Schweden (47 Prozent) und die Deutschen (39 Prozent) wohnen noch lieber allein.

Im Sommer des vergangenen Jahres lebten in der Stadt Zürich 402.275 Menschen. Vor 115 Jahren waren es noch rund 150.000. Bis 2025 rechnet die Stadt Zürich, je nach Szenario, mit 428.000 bis 449.600 Einwohnerinnen und Einwohnern. Dies wird zur Folge haben, dass die Menschen im öffentlichen Raum immer näher zusammenrücken werden. Im Privaten beanspruchen sie hingegen immer mehr Raum für sich alleine.

Wahrscheinlich wird im Jahr 2025 ein Tram immer noch 90 Sitzplätze haben. Auch in einer Box für Gratiszeitungen werden vermutlich noch 800 Zeitungen auf ihre Leser warten, und sicher werden ins Volkshaus Zürich immer noch 1597 Personen passen. Unter diesen Vorzeichen darf man davon ausgehen, dass sich – trotz höher getakteten öffentlichen Verkehrsmitteln – der Wettbewerb um die freien Plätze verschärft. Dieser Kampf um Lebens-, Wohn- und sonstigen Raum wird vielen Menschen erlauben, eine Seite an sich zu entdecken, die in jedem von uns steckt: die ungezähmte, wilde Seite des Raumkriegers.

Der Mensch verfügt über einen Körper, und ein Körper hat eine Ausdehnung. Naturgemäß ist diese bei jeder Person anders, aber etwas benötigen alle Körper: Sie brauchen Raum.

Die interessantesten und – im wahrsten Sinne des Wortes – eindrücklichsten Erfahrungen zum Thema Raum habe ich in den S-Bahnen der Stadt Zürich und ihrer Umgebung machen können. Sie waren auch der Grund für die Entdeckung des Raumkriegers in mir. Diese begann, als ich im Jahre 1996 von meinem Wohnort Horgen an die Kantonsschule in Küsnacht zu pendeln begann. Jeden Morgen erlebte ich, wie die Eingangsbereiche der S-Bahn zu Flaschenhälsen wurden. Je mehr Fahrgäste auf dem Perron auf die Ankunft der S-Bahn warteten, desto härter umkämpft waren die S-Bahn-Türen.

> Die Seele ruht wie ein stiller See und wird durch nichts mehr aufgewühlt

Sobald die S-Bahn in den Bahnhof einfuhr, machte sich eine leichte Nervosität bemerkbar, eine Anspannung kam auf, und die Pendler brachten sich in Stellung. Die Erfahrenen unter ihnen wussten dabei sehr genau, an welchen Stellen die Wagen der zweiten Klasse zu stehen kommen würden. Wie auch heute noch, benutzten schon damals die meisten Pendler die Wagen der zweiten Klasse. Wie unter das Wasser gedrückte Flaschenhälse sogen die gelben Schiebetüren die Menschen an. Noch bevor der Zug zum Stehen kam, bildeten sich um die geschlossenen Türen Menschentrauben. In den Menschentrauben selbst war diese Anspannung nun noch deutlicher wahrnehmbar. Der Strom brauche zum Fließen Spannung, hatte uns unser Physiklehrer beigebracht. Er müsse dabei aber auch immer mit Widerstand rechnen, denn alle Materialien hätten einen Widerstandswert. Dies musste wohl auch auf die Menschen in einem Menschenstrom zutreffen, dachte ich mir dann, während ich mich im Pendlerstrom auf die gelbe Schiebetüre zubewegte und mir vorstellte, ich sei ein Atom in einem Ionengitter, dem gerade sein Platz zugewiesen wird durch gleichzeitig einwirkende Anziehungs- und Abstoßungskräfte. Denn während die gelben Schiebetüren alle Pendler anzogen, waren es die Körper vor und neben einem, die einen Widerstand verursachten und so gleichzeitig abstoßend wirkten.

Während der Zug immer noch am Ausrollen war, öffneten sich die gelben Schiebetüren mit einem lauten Zischen. Die Menschentraube justierte ihre Position, und in der Mitte bildete sich ein Spalt, eine Art Gässchen. Dieses Gässchen gestand man den aussteigenden Fahrgästen zum Verlassen der S-Bahn zu, und über die Jahre wurde dieses immer schmaler. Ich bin davon überzeugt, dass dieses Gässchen in Zukunft noch schmaler werden wird. Vielleicht wird es einst sogar ganz verschwinden. Dies wird die Raumkriege in den öffentlichen Verkehrsmitteln der Städte und Agglomerationen in der Schweiz revolutionieren. Der Raumkrieger der Zukunft wird dann eine Grenze überschreiten, die bislang im schweizerischen öffentlichen Verkehr als unpassierbar galt: Er wird gezwungen sein, seine Mitreisenden zu berühren. Eine Vorstellung, die in der kleinen Schweiz auch noch heute beinahe unvorstellbar anmutet. Auch die modernsten Raumkrieger schlagen ihre Schlachten in der Schweiz ausschließlich im freien Raum. Berührungen mit anderen Raumkriegern sind tabu. Gebietseroberungen finden nur in leere Räume hinein statt.

Noch bevor sich die Probezeit an der Kantonsschule Küsnacht ihrem Ende zuneigte, war ich zu einem mit allen Wassern gewaschenen, von meinen Mitpendlern gefürchteten Raumkrieger geworden: Ich hatte garantiert jeden Morgen einen Sitzplatz, meine Zeitung und meinen Kaffee, von dem ich auch in den wildesten Schlachten der Stoßzeit nie das kleinste Tröpfchen verschüttete.

Irgendwann erkannte ich den Vorteil, den mir die Waggons der ersten Klasse boten. Während sich nämlich die anderen Raumkrieger kurz vor dem Halten des Zuges um die Türen der zweiten Klasse formierten und den aussteigenden Fahrgästen widerwillig und unter verachtenden Blicken ihr Gässchen zugestanden, stieg ich völlig unbehelligt durch die Tür des Waggons der ersten Klasse in den Zug. Aus der ersten Klasse stieg kaum je ein Fahrgast hinunter auf das Perron. Sodann durchschritt ich zügig den Waggon der ersten Klasse – ein Raumkrieger, der etwas auf sich hält, rennt niemals – und gelangte vor allen anderen in die Waggons der zweiten Klasse. Durch diese Taktik errang ich in den allmorgendlichen und allabendlichen Raumkriegen des öffentlichen Verkehrs meine größten Siege: das Ergattern eines Fensterplatzes.

Die meiste Zeit über ist der Raumkrieger ein Einzelkämpfer. Raumkrieger können durchaus in Verbünden auftreten – zum Beispiel als Familien, Seniorengruppen oder Teenagercliquen. In den Stoßzeiten am Abend oder am Morgen schlagen jedoch die meisten ihre Schlachten allein. Andere, gegnerische Raumkrieger gehören somit zu den natürlichen Feinden eines jeden Raumkriegers.

Daneben lauern im öffentlichen Raum noch zwei andere große Gefahren auf die Raumkrieger: Ticket-Systeme und Warteschlangen. Sie lassen den Raumkrieger in uns verkümmern, lassen ihn jämmerlich zugrunde gehen, ja sie zerstören ihn so schnell wie sonst nichts. Warteschlangen sind im öffentlichen Verkehr in der Schweiz jedoch etwa so selten anzutreffen wie Fische im Schnee. In England mögen geordnete Warteschlangen gang und gäbe sein. In der durchorganisierten und disziplinierten Schweiz entstehen sie meist nur dann, wenn die Architektur uns zwingt, wie etwa in Supermärkten oder an Skiliften.

Während Warteschlangen zumindest noch ein bisschen Raum lassen für Selbstbehauptungen, zum Beispiel in Form von Drängeleien, sind Ticket-Systeme das endgültige Todesurteil für jeden Raumkrieger. Durch Ticket-Systeme werde ich zu einer schlichten Nummer degradiert. Ich habe keine Chance mehr diese Nummer abzulegen, mich dafür mit anderen Raumkriegern zu messen, zu obsiegen oder zu unterliegen, meinen Rang zu verbessern oder zu verschlechtern. Unsere Position wird im Voraus festgelegt. Mit müdem Blick warten wir darauf, dass unsere Nummer aufleuchtet und wir an die Reihe kommen. Durch Ticket-Systeme wird auch der kühnste und furchtloseste Raumkrieger zu einem fremdbestimmten, jeglicher Selbstbestimmung beraubten Rad in der Maschine der Konsumindustrie.

Ich gehe soweit zu behaupten, dass es schlussendlich nicht die Überwachung des virtuellen und öffentlichen Raumes sein wird, die auf Dauer jegliche menschliche Individualität vernichtet, sondern die Ticket-Systeme. Sie sind es, die das seit Menschengedenken geltende natürliche Gesetz des Stärkeren bedrohen. Es waren seit jeher die Schnelleren, die Stärkeren und die Intelligenteren, welche die Menschheit vorangebracht haben. Die Natur kennt nur eine Richtung, und die heißt vorwärts. Es ist nichts Falsches daran, zu denen gehören zu wollen, die am weitesten, schnellsten oder schönsten vorwärtsstreben.

Oftmals hört man, dass das natürliche Gesetz des Stärkeren die Schwachen und Armen unterjoche. Dass das Gesetz des Stärkeren eine Ungerechtigkeit sei, die es durch politische Maßnahmen zu mildern gelte. Das Gegenteil ist der Fall. Das Gesetz, dass der Stärkere gewinnt, ist für den kleinen Mann die natürlichste Chance, zum großen Mann zu werden. Jeder Raumkrieger weiß das.

Im urbanen Raum geht es um jeden Zentimeter – auch in dieser Performance des Künstlers Willi Dorner

AFP/ GETTY IMAGES

Alle Menschen kommen als Babys auf die Welt. Alle Menschen müssen wachsen, kämpfen, sich behaupten. Die Schlachtfelder des öffentlichen Verkehrs sollen für jeden Menschen – egal wie schwach, klein und langsam er auch sein mag – offenstehen, damit er lernt, sich zu behaupten, stärker zu werden, zu wachsen, Widerstand zu leisten. Nur so können die Städter und Agglomerationsbewohner der Zukunft zu überlebensfähigen Raumkriegern werden. So wie ich mit 17 Jahren, nach Abschluss meines ersten Jahres an der Kantonsschule Küsnacht, einer geworden war. Die Befriedigung, zu wissen, dass man schneller, schlauer und stärker ist als seine Mitpendler, ist eine existenzielle Erfahrung, die einen großen Anteil daran hatte, mich zu einem überlebensfähigen Mann reifen zu lassen.

So dachte ich damals, kurz bevor das zweite Schuljahr meiner Gymnasiumszeit anbrach. Dann jedoch, zur Stoßzeit an einem Freitagabend vor den Sommerferien, in der Sommerhitze einer S2 zwischen Zürich und Horgen, gelangte ich zu einer Einsicht, die meine Einstellung zum Leben und zur Gesellschaft von Grund auf verändern sollte.

In jener letzten Woche vor den Sommerferien stieß ich in einem Buch über die antike hellenistische Philosophie zum ersten Mal auf den Begriff der Ataraxia. Der altgriechische Begriff Ataraxia bedeutet übersetzt: Unerschütterlichkeit oder Seelenruhe. Für Epikur war das „Glück in Ruhe" ein Seelenzustand, in dem man keine Anreize zu Aktivität mehr in sich spürt, weil alle Bedürfnisse befriedigt sind und kein Gefühl der Unlust mehr vorhanden ist. Die Seele ruht wie ein stiller See und wird durch nichts mehr aufgewühlt. Für Epikur ist die „Seelenruhe das A und O eines wohlgestalteten Lebens".

Natürlich wollte mein 17-jähriges Ich diesen Seelenzustand kennenlernen. Ich las mich zu jener Zeit das erste Mal quer durch alle großen Philosophen und verstand – wenn es hoch kommt – knapp die Hälfte. Auch die Weisheiten eines Laotse, der lobende Gedichte auf das „Wesen des unbehauenen Holzklotzes" verfasste, faszinierten mich. Allerdings ahnte ich, dass ich noch viel zu jung war, um dieses Ideal zu verstehen, geschweige denn mein Leben danach auszurichten. Es war die Zeit der ersten großen Liebe, die Zeit der ersten Ferien weit weg von zu Hause – dass ein Mensch die Einfachheit des unbehauenen Holzklotzes anstreben sollte, schien mir durchaus vernünftig. Doch als 17-Jähriger, ja vielleicht auch noch als 50-Jähriger, will man eher das große Glück und nimmt damit auch immer das große Leid in Kauf. Denn Glück zieht immer Leid nach sich oder, um beim Lustphilosophen Epikur zu bleiben: Extreme Lust zieht immer extreme Unlust nach sich.

Trotzdem begann ich an besagtem Freitagabend vor den Sommerferien in der S2 zwischen Zürich und Horgen – angeregt durch Epikur und Laotse – mein Verhalten als Raumkrieger im öffentlichen Nahverkehr zu hinterfragen. Welchen Zweck verfolgte ich, wenn ich dem Pendler neben oder hinter mir Widerstand leistete und ihn auf keinen Fall überholen lassen wollte? Waren diese allabendlichen und allmorgendlichen Schlachten um einen Fensterplatz den ganzen Stress wert? Wühlten diese Stresshormone den Grund meiner Seele nicht jeden Morgen unnötig auf und beraubten mich der Ruhe, mit der die Nacht und ihre Träume uns Menschen jeden Morgen beschenken? Waren die Gewinner dieser Raumkriege nicht im Grunde bemitleidenswerte Gestalten, die zwar vielleicht einen Fensterplatz ergattert hatten – doch um welchen Preis?

Ich begann mein Verhalten als Raumkrieger schonungslos zu hinterfragen und das Verhalten meiner Mitpendler ein zweites Mal zu analysieren: Plötzlich sah ich verkniffene Gesichter am Morgen und abgelöschte Gesichter am Abend. Ich bemerkte die nervös zuckenden Augen der Pendler, sobald sie jemanden auf gleicher Höhe wähnten. Registrierte die Unruhe, die den Menschen überfällt, wenn jemand den Anschein erweckt, ihn überholen zu wollen. Waren das nicht allesamt arme, gestresste Seelen? Konnte nicht zuletzt jeder in den Zug einsteigen, bevor dieser abfuhr? Gelangten wir nicht alle irgendwann ans Ziel? Und waren die Wartezeiten im öffentlichen Nahverkehr wirklich als Zeitverluste zu betrachten? Waren sie nicht vielmehr die letzten Inseln in unserem bis auf die letzte Minute gefüllten Terminkalender, auf denen wir uns ohne schlechtes Gewissen dem Nicht-Tun – ebenfalls ein Begriff, den Laotse preist – hingeben konnten?

Meine Reflexionen gingen vom Spezifischen zum Allgemeinen: Gab es nicht sowieso immer jemanden, der schneller – oder langsamer – war? Waren nicht die Personen, für die es sich wirklich lohnte, um den ersten Platz zu wetteifern, ganz wenige? Ein Roger Federer zum Beispiel? Und waren nicht selbst für Roger Federer die Zeitfenster, in denen er jeweils um den ersten Platz spielte, nur ganz kurz offen? Hatte schlussendlich sogar die Bibel recht, wenn sie behauptet, dass die Letzten die Ersten sein werden?

Der Raumkrieger in mir musste sich immer mehr unangenehme Fragen des Philosophenschülers gefallen lassen.

Am Montagmorgen nach den Sommerferien begann ich mein Verhalten beim Einfahren der S-Bahn zu ändern. Statt zu den Ersten zu gehören, die sich möglichst nahe um die Türöffnung positionierten, schlenderte ich erst Richtung Tür, wenn der größte Teil der Fahrgäste bereits eingestiegen war. Bis auf den heutigen Tag bin ich meist der Letzte, der in die S-Bahn, die Tram oder den Bus steigt. Natürlich freue ich mich, wenn es dann noch einen freien Sitzplatz gibt. In der Regel bleibe ich jedoch gern stehen. Denn wie die meisten anderen Pendler, ja wie der größte Teil der Menschheit, bin auch ich inzwischen sesshaft und damit auch sesselhaft geworden. Ich sitze oft den ganzen Tag vor einem Computerbildschirm und stehe darum auf dem Nachhauseweg gern noch ein bisschen, bevor ich mich dann zu Hause hinlege.

Meinen Rucksack platziere ich nur auf den Sitz neben mir, wenn ich sozusagen allein im Waggon bin. Ich verabscheue mittlerweile alle Arten von Raumkriegen, und den anderen den Vortritt zu lassen ist mir dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, dass dies öfters zu Diskussionen mit meinen Leuten führt, wenn wir zusammen unterwegs sind. Mich lässt man dann meist gar nicht erst anstehen. Denn wer heute nicht zuerst angreift und auf Mann spielt, wird nicht ernst genommen und meistens übergangen. Oft bemerke ich in den Gesichtern derjenigen, denen ich den Vortritt gelassen habe, Erstaunen, oft auch Unverständnis. Ab und zu mustern mich einige mit einem Ist-der-vielleicht-nicht-ganz-dicht-oder-auf-Drogen-Blick. Umso erstaunter sind sie, wenn ich ihnen direkt in die Augen schaue und sie anlächle – etwas, das Verrückte und Leute auf Drogen normalerweise nicht hinkriegen.

Das totale Loslassen der Raumkriegermentalität ist mir noch nicht gelungen. Es gibt immer noch Momente, in denen die Einsicht, dass Widerstand im öffentlichen Raum gegen andere Menschen zwecklos ist, in den Hintergrund tritt. Ich vergesse dann, dass ich einst verstand, dass es keinen Widerstand braucht, um anzustehen. Denn der Verstand gebietet Anstand und keinen Widerstand. Doch wenn ich gestresst bin, zuckt in mir ab und zu noch der Raumkriegerinstinkt auf. Etwas in mir sträubt sich dann, dem Drängler hinter mir Platz zu machen. Plötzlich ist da dieses starke Gefühl, diesem Drängler Widerstand leisten zu müssen.

Ich stehe zum Beispiel in einer ungeordneten, wilden Warteschlange für eine Wurst oder ein Bier an – das natürliche Umfeld für einen Raumkrieger. Hier fühlt er sich wie ein Fisch im Wasser, hier will er sich beweisen, hier will er kämpfen. Dann ist sie plötzlich wieder da, diese Anspannung, die Widerstand leisten will, und mit ihr sind auch meine alten Raumkriegerinstinkte da, als wären sie nie weg gewesen. Ich spüre, wie sich mein Körper anspannt, das Adrenalin in die Blutbahn schießt, die Augen nervös die Freiräume suchen, währenddessen sich meine Miene verfinstert, um den anderen Raumkriegern zu signalisieren, dass mit mir nicht zu spaßen ist.

Doch dann erinnere ich mich wieder der Einsicht, die mich damals als Gymnasiast in jener schwülwarmen S2 zwischen Zürich und Horgen überkam: dass der ganze Stress, der das Raumkriegerdasein mit sich bringt, nur die Ataraxia verhindert. Die Einsicht, dass es immer jemanden geben wird, der schneller sein wird. Die Einsicht, dass hier in der Schweiz auch der Allerletzte noch etwas kriegen wird, und wenn es tatsächlich mal keinen Platz, kein Bier oder keine Wurst mehr geben sollte, dann gibt es noch tausend andere Dinge, die genauso gut und schön sind. Und wenn es wirklich mal gar nichts mehr geben sollte: Wäre das vielleicht nicht sogar unser größtes Glück?

© Alle Rechte vorbehalten – Axel Springer SE, Berlin – Jede Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.as-infopool.de/lizenzierung WELT am SONNTAG-2015-08-23-sil-24 b6b54397d0aa57eae5c719ca1d867624